

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 51

Artikel: Der Dorfbann [Fortsetzung]

Autor: Auer, Grethe

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647008>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Sennerschwe

in Wort und Bild

Nr. 51
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
19. Dezember
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Christkinds-Wanderung.

Ein Weihnachtsgedicht von E. Oser.

Einmal wieder, zur heiligen Nacht,
Hat sich das Christkind aufgemacht,
Unerkannt, schlicht im Altagsgewand,
Ohne Zier und modischen Tand,
Zur Wanderung durch unsere Gassen . . .
So gar nicht still ist's. Eilende Massen
Hasten dort durch die Laubengänge,
Schwatzend, prustend, ein wirres Gedränge,
Vorbei an hell erleuchteten Scheiben.
Das Christkind mischt sich in all' das Treiben,
Läßt sich stoßen, drängeln und drehen. —
Da sieht's ein verhügeltes Weiblein stehen,
Das Blumen seihält mit zittrigen Singern.
„Gib mir ein paar von deinen Dingern!“
Lacht das Christkind. „Da, nimm die Bäken!“
Verlegen mußte das Weiblein sich kraüzen:
„Vergelt's Gott, Fräulein, wie heißt Ihr doch schon?
Das Christkind aber geht eilends davon
Und hat sich am heiligen Abend erneut
Über das alte Weiblein gefreut,
Das, wenn auch das Leben ihm Wunden schlägt,
Doch seine Weihnacht im Herzen trägt . . .
Haft stößt es mit einem Pärchen zusammen,
Sieht das Glück in vier Augen flammen.
Die Beiden kirren zum Ueberborden.
„Ei, ei, sind die aber groß geworden!“
Staunt das Christkind in sich hinein.
„Ich kenne ihn und das Jüngferlein
Von damals her . . . Was tuscheln sie jetzt?
Irgendwo tanzen zu guterletzt?
Heimlich, dazu in der heiligen Nacht?
Ist denn mein Fest schon so verlaßt?

Sind denn die seligen Kinderträume
Alle vergessen und nichts als Schäume?
Ich seh es: die Welt will sich betäuben,
Muß in der Lust ihr Elend zerstäuben,
Will keinem Menschen den Frieden gönnen
Und ward zu schlecht, um glauben zu können.
Wie weh das tut! . . . Und doch, und doch
Gibt's weihnachtsrohe Leute noch.

Da geht ein Vater mit seinen zwei Buben
Und freut sich auf seine warmen Stuben
Zu Hause, wo fleißig zwei Hände sich regen,
Die Gaben auf den Tisch zu legen,
Die Lichter am Christbaum zu entfachen
Und ihn und die Buben selig zu machen.“ . . .

Stadtabwärts das Christkind. In's Häusergeviert,
Wohin sich selten einer verliert
Zur heiligen Nacht; wo die Armut verzagt
Und Frau Sorge das Jahr zu Ende jagt.
Aus einem der Häuser hört es ein Singen,
Sieht durch das Fenster den Lichtschein dringen
Von einem Bäumchen . . . Aus Kindermund
Das „Heilige Nacht!“ tut dem Christkind kund,
Dass Weihnacht brennt mit Sternen und Kerzen
Am hellsten doch in der Kinder Herzen.
Vorbei das Christkind . . . Dort an den Scheiben
Zwei Augen gucken, zwei Händchen reiben.
Ein Bübchen, neugierig, laucht und lacht:
„Mutter, komm schnell, schau, dort in der Nacht
Den Glanz und das wunderschöne Licht,
Wie wenn ein Sternlein vom Himmel bricht!
Mutter, ich weiß es, als wir sangen,
Ist draußen das Christkind vorbeigegangen!“

Der Dorfbann.

Erzählung von Grethe Au er.

Manchmal fühlte Lina, daß Leute auf der Straße sie in ganz besonderer Weise anblickten, und nicht selten erkannte sie ein Gesicht wieder, das ihr in der Jugend vertraut gewesen war. Sie wäre dann wohl gern stehen ge-

blieben und hätte die Hände ausgestreckt, aber sie besann sich, sie wollte den anderen nicht den Vorteil der Abweisung gönnen, die sicher erfolgt wäre. Oh, so ein rechter Bauer, der hat Charakter und liebt es, ihn zu zeigen, besonders,

wenn er dazu sagen kann, „so haben's unsere Väter gehalten!“ Lina setzte daher in solchen Fällen ihre gleichgültigste Miene auf und redete englisch mit ihren Kindern, was diese ohnedies gewöhnt waren. Sie ging schnell und fest an dem Gesicht aus der Jugendzeit vorbei, wenn schon ihr die Füße beinahe den Dienst weigerten. So erreichte sie, daß nach etwa vierzehn Tagen die Meinung laut wurde, sie frage viel weniger nach Zaug, als die Zauger nach ihr, und sie sei überhaupt mit Bedacht und Willen eine völlige Ausländerin geworden, und das armselige Bauernvolk sei ihr längst nicht mehr gut genug. Diese Meinung flog natürlich unverzüglich über den Rhein.

Unterdessen hatte Lina mit großer Klugheit vor- genommen, was ihr das Zweckmäßigste schien in einem Falle, wo sozusagen das Landesrecht gegen einen Dorf- brauch stand. Sie war nach Chur gefahren, hatte einen angesehenen Rechtsmann aufgesucht und war durch ihn mit Mutter und Schwiegermutter in Verbindung getreten. So hatte sie es mit Xaver verabredet; es war der einzige Weg, den Dorfbann zu entkräften, denn einer Vorladung von notarieller Seite durfte sich niemand verweigern. Die beiden alten Frauen, in tiefer Ehrfurcht das gestempelte Papier betrachtend, eilten auch sogleich nach Chur und trafen in der Kanzlei des Rechtsanwaltes mit Lina Hutter zusammen, die zwar vor Rührung und Wiedersehensfreude zitterte, aber zunächst doch ganz geschäftsmäßig verfuhr. Sie brachte den erstaunten Müttern einen Antrag von Xaver, zu ihm nach Kansas zu kommen und ihre kleinen Liegenschaften dem Notar zum Verkaufe zu übergeben; Kansas wäre ohnehin ein Schweizerparadies, wo sie sich bald heimisch fühlen würden. Die alte Frau Hutter griff augenblicklich zu, ihr war ihr Geld und Häuschen schon lange zur Last geworden, da sie mit fremden Kräften wirtschaften mußte, außerdem drückte sie die kleine Schuld an den Hergiser. Frau Segesser dagegen, die noch in rüstigen Jahren stand und gern arbeitete, wollte ihr Gütchen für den Sohn Benz erhalten, der wohl noch einer führenden und sorgenden Hand bedürfte. Sie versprach indes, daß sie Xavers Einladung folgen wolle, sobald Benz alt genug sei, die Wirtschaft zu übernehmen; bis dahin wolle sie ihm auch für eine passende Frau sorgen. Nachdem dies alles gehörig besprochen, verbrieft und versiegelt war, ließ der Notar seinfühlig die drei Frauen allein, und Lina durfte unter frohen Tränen die Mutter ans Herz drücken und mit der Schwiegermutter, die sie als solche noch gar nicht gekannt hatte, Freundschaft schließen. Einige Tage später übersiedelte die alte Hutter ins Kreuz nach Ragaz, und ihr kleines Anwesen stand geschlossen und trozig da und prahlte mit einem höhnischen weißen Zettel: „Zu verkaufen!“ Frau Segesser aber schrieb plötzlich jeden zweiten Tag einen Brief an die Adresse des Churer Notars, und der Benz hatte erstaunlicherweise auch alle Augenblide ein Geschäft in Chur. Da merkten die Zauger, daß das Dorf nicht die Lina Hutter, sondern daß Lina Hutter das Dorf in Bann getan habe, und ihre Nasen wurden sehr lang.

Es konnte nun kein Mensch mehr darüber im Zweifel sein, daß die gewichtige und geheiligte Maßregel, von der man sich eine so tiefgreifende Wirkung versprochen hatte, an Linas kaltblütiger Beharrlichkeit einfach verpufft war und daß sozusagen die alte ehrwürdige Zeit mit ihrer ein-

fachen Moral lächerlich dastand neben der neuen, spitzfindigen und gottlosen, die nur Hohn und Spott hatte für alles, was Recht hieß. Für diesam! hatte das Individuum einen Sieg davongetragen über eine Allgemeinheit, und diese Allgemeinheit, möchte sie auch nur etwa fünfhundert Seelen zählen, war nicht gesonnen, ihm diesen Sieg zu verzeihen; sie rüstete sich energisch zum Gegenzuge. Dabei erwies es sich dann allerdings, daß der Dorfbann fallen mußte, der zwölf Jahre lang die ganze Gemeinde zu einer oft recht peinlich empfundenen Zurückhaltung im Reden verurteilt hatte: denn den ersten Streich des Gegenangriffs hatten die Zungen zu führen. Diese wurden denn auch schnellstens losgesprochen und genossen der neuen Freiheit mit so flinker Beweglichkeit wie Fischlein, die man nach langem Schmachten in ihr natürliches Element zurückbringt: es war ein Schlängeln und Schnalzen, daß einem das Herz dabei lachen konnte. Da sähe man wieder einmal, so hieß es zuerst, wie Frechheit und Eigennutz weiter kämen in der Welt als Tugend und Bescheidenheit! Lina und Xaver würden wohl immer nach diesem Grundsätze gehandelt haben, sonst wären sie nicht so reich geworden, und dazu wäre Amerika gerade das richtige Land, da flöhe ja jeder Betrüger hin, und unter lauter Bankschwindlern und Kassendieben brauche man dann bloß der gerissenste zu sein, dann könne es einem nicht fehlen. Xaver wäre immer ein schlauer Patron gewesen, schon als Kind habe er das und das verübt und sich nicht im geringsten geschämt. Aber erst die Lina, von der wisse man ja Streiche, daß man rot davor werden müsse — und wer weiß, am Ende habe das Mensch den Gatten betrogen wie einst den Bräutigam und halte sich ein Dutzend Liebhaber, die ihren Luxus bestritten. Aber die Strafe würde nicht ausbleiben, die himmlische Gerechtigkeit lasse nicht mit sich spaßen, und am Ende käme die Lina doch noch als elendes Bettelweib nach Zaug zurück und erbitte ein Plätzchen im Armenhause. Man solle nur Geduld haben, Gottes Mühlen mahlen langsam. — Hinter der alten Hutter gefierte man ebenso: sie würde dann wohl auch spüren, was es heiße, seinen Eid und seine Sennung für Geld zu verkaufen, das werde ein Höllenleben werden in dem Amerika, die Lina wäre gerade die richtige Schwiegertochter, um eine wehrlose alte Frau unter den Boden zu ärgern — und so fort in allerlei Buntheit. Hatte man zwölf Jahre lang die Namen Xaver und Lina Hutter in Zaug nicht mehr genannt, ei, so nannte man sie jetzt zwölftmal in einer Stunde!

Die sich am meisten an derlei Reden ergözte und die am längsten von allen bei jedem Brunnenklatsch, bei jeder Ladentischkonferenz verweilte, war die Babette Schneider. Sie war eine magere, verbitterte alte Jungfer geworden, ihre Apfelsfrische, ihre runden Kinderwang, ihre blauen Augen waren vergilbt und verblaßt, und jedes ihrer Worte war wie ein Gewächs aus vergiftetem Boden. Sie lief in einer völlig teuflischen Erregung von einem Haus ins andere und erklärte überall: „Gottlob, gottlob, daß ich nicht an ihrer Stelle bin! Sie wird es einmal büßen müssen, das freche Luder, ungestraft bleibt so etwas nicht. Besser Unrecht leiden als Unrecht tun, sage ich immer, ich hab' mein gutes Gewissen, das ist mehr wert als ihre seidenen Röde, und auf dem Sterbebette wird sie mich noch drum beenden. Habt ihr gesehen, was sie gestern wieder für ein

Kleid trug? Ihr müßt wirklich einmal hinüber nach Ragaz und sie euch ansehen, wenn sie zum Kurpark geht. Aber das ist nicht mit ehrlichem Gelde bezahlt, will ich wetten, ich möchte so etwas nicht auf dem Leibe tragen, nein, um alles in der Welt nicht! Und die armen Kinder, in was für Grundsähen werden die schon erzogen! Herrje! Herrje! Was gibt das später einmal für gerissene Bösewichte!" So suchte das arme Geschöpf sein mißhandeltes Herz zu erleichtern, ohne sich doch des Gifles, das in ihm fraß und wütete, je völlig entleeren zu können.

Da nun also Mund und Gedanken ständig den Dorfbann brachen, warum sollten es Füße und Augen nicht auch tun? Jeden Tag hatte die eine oder die andere Zauberin etwas in Ragaz zu schaffen, die eine mußte zum Doktor, die andere zur Schneiderin, schließlich ließen sie in Gruppen, und immer mußte im Kreuz Kaffee getrunken werden. Die Wirtin konnte zufrieden sein, denn die Kündlein schwollen beträchtlich, es war, als könnten die Frauen sich nicht ersättigen am redeschwingenden Tranke; immer, wenn eine Kanne leer war, fand sich Neues zu berichten, und das eilige Sprechen erzeugte neuen Durst. Die Augen blieben dabei auf die Haustüre gerichtet, ob nicht die Besprochene plötzlich sich zeige, heimliche Aufmerksamkeit spähte nach frischen Symptomen der Verworfenheit, wie etwa einem zu kurzen Rode oder zu lustigen Halsausschnitte. Wirklich geschah es einige Male, daß Lina unversehens durch den Garten ging, immer ernst und zweckmäßig gekleidet und so sicher von Gebärde, als hätte sie das beste Gewissen von der Welt. Die ersten Male grüßte sie nur hochmütig von ferne, dann lächerte sie die Sache, sie fühlte ihren Sieg, und plötzlich trat sie unerschrocken an eine Gruppe Zauberinnen heran, die nun nicht anders konnten, als gleichfalls grüßen und Rede und Antwort stehen. Lina aber verweilte nicht zum Schwatzen, sie tat geschäftig und eilte weiter, als ob sie von Zaag nichts zu erfragen hätte oder alles bereits wisse. Dies tat sie nun jedesmal, und nach einer Woche fand es jede Zauberin ganz natürlich, mit der Versemten ein paar flüchtige Worte zu wechseln, nur eben „wie geht's, wie steht's?“, als ob man sich alle zwei Tage sähe. Und nun hatte Lina das sichere Gefühl, daß der Bann gesprengt sei und sie, wenn es ihr einfiele, mit ihrer ganzen Familie durchs Dorf spazieren könne, es würde sie niemand anzugreifen wagen, denn sie bemerkte wohl, wie die Augen der Frauen den ihren nicht standhielten. Raum hatte aber diese Überzeugung sie ergriffen, so ließ sich auch das Verlangen des Herzens nicht mehr bändigen, die Frucht war reif, sie mußte gepflückt werden. „Jetzt oder nie, gehe ich nach Zaag“, sagte Lina, atemlos vor Glück, zu ihrer braven Freundin, und diese, die alles beobachtet hatte, antwortete zuversichtlich: „Du wagst nichts mehr, wenn du's tust.“

Sie kleidete sich hübsch in jener knappen englischen Art, die so wenig nach Zier aussieht und doch die Ziervollste ist für gutgewachsene Leute. Im festen Schuh und kurzen



Madonna im Rosenhäg.

Rod marschierte sie dahin, erst die lange Allee bis an den Rhein hinab, dann fröhlich durch die Rheinauen aufwärts, mit immer röteren Wangen und immer seliger tönen dem Herzen. „Heimat! Heimat!“ sang es in ihr wie mittauend Vogelstimmen. Der Strom arbeitete sich schäumend und gewunden durchs breite Geröllbett, die Berge schauten mit schroffen Hängen auf ihn herab, es schien ihr eine wilde und strenge Heimat, und die Dörfer in den waldbigen Winkeln sahen ernst und altertümlich aus mit tieffenstrigen Steinhäusern und schwarzen Dächern. Nein, hier nahm man nichts leicht, neumodische Freigeisterei zog wohl mit der Eisenbahn nach den großen Bädern, aber sie siedelte sich nirgendwo an, fand keinen Wurzelboden am felsigen Geände. — Lina ging über die alte Rheinbrücke, die hölzerne, mit vielhundertjährigem Gebälk eingedachte, es dunkelte im langen Stollen, durch die Risse zwischen den Bodenplanken flimmerte der grüne Rhein, seine Widerlichter tanzten als goldene Kringel an den schwärzlichen Wänden. Lina atmete auf, als sie aus der Brücke trat, bald begann der Weg zu steigen, und nach einer Weile sah sie Zaag auf der schrägen Halde des Bergfußes hingebreitet ruhen. Nun kamen schon einzelne Häuser und Gehöfte, sie mußte stehen bleiben mit klopfendem Herzen, Angst und Sorge zugleich nahmen ihr den Atem. „O Gott, laß mir kein böses Wort aus diesen lieben Häusern kommen!“ betete sie heimlich und spähte an den Fenstern empor, wo fremde Kinder erstaunt auf sie niederblickten. Sie begegnete auch einigen Leuten, die ruhig grüßten, dann aber stehen blieben und hinter ihr herstarrten, was sie fast körperlich fühlte. Doch gelangte sie unangefochten bis mitten ins Dorf.

Sie stand nun auf dem kleinen Marktplatz, gerade vor dem Gemeindehause mit seiner hübschen eichenen Türe und den Stufen, die zu dieser hinaufführten. Gegenüber lag



die Kirche, hölzerne Säulchen trugen das Vordach, von dessen Giebel eine Muttergottes im Sternenkränze niederschielte. Mitten auf dem Platz rauschte aus zwei Röhren das Wasser des Dorfbrunnens einen ewigen Zwiesang, die eine Röhre war etwas dünner als die andere, ihr Ton zaghafte, silberner. Drüben hinter der Kirche führte das Gäßchen aufwärts zu Linas väterlichem Hause. Wie lieb! Nein, wie lieb ist dies alles! dachte Lina, die Augen voll glücklicher Tränen. Nicht ein Tüpfelchen hat sich verändert! Warum habe ich nur die Kinder nicht mitgebracht?

Sie trat an den Brunnen, um von den Wassern der Heimat zu trinken, aber im gleichen Augenblick sprang aus einem Hause eine Frauensperson auf den Platz heraus, hatte in drei wilden Sätzen den Brunnen erreicht und stand nun mit drohender Gebärde zwischen ihm und der Heimgekehrten. „Weg da!“ rief sie mit rauher Stimme, „lass wenigstens den Brunnen unvergiftet, du Saumensch!“ Das war kein erwünschter Empfang. Lina prallte zurück und schaute das höseblidende und hagere Weibsbild vor ihr entsehensvoll an. Es dauerte mehrere Sekunden, bis sie erkannte, daß es Babette war, alt und gelb, mit blassen, glanzlosen Augen und einem hämischem Munde. Der Anblick erschütterte sie in tiefster Seele, denn sie dachte an das rosige und zärtliche Ding, dem sie vor zwölf Jahren den Bräutigam geraubt hatte, und es schlug wie der Blitz bei ihr ein, daß sie sich sagen mußte: „Dies ist dein Werk!“ Es war keine Regung der Reue, sondern etwas Tieferes und Schredlicheres, das sich nicht vor jedem Menschen aufstut und das keiner vergißt, der es einmal erfahren hat: die Erbärmlichkeit und Wesenslosigkeit des Erfolges, der dem stärkeren Raubtier in den Schoß fällt, weil es Zähne

und Klauen bekommen hat und einen unmäßigen Appetit! Eine brennende Scham überlief sie, nicht für sich selbst, sondern für das Schicksal, das solche Ungleichheiten geschaffen hatte, und sie empfand unverweilt, daß sie um jeden Preis etwas gutmachen müsse. Sie tat darum auch gar nicht beleidigt wegen des häßlichen Wortes, sondern trat unerschrocken an die Feindin heran und rief mit aller Inbrunst ihres vollen Herzens: „Babette! Um Gottes willen, verzeih mir doch endlich! Ich weiß, daß ich schlecht war gegen dich, ich war halt wie besessen und habe nichts überlegt, ich bin getrieben worden, und schau, es war doch das Beste für den Xaver. Aber nun vergiß es endlich und laß mich gutmachen, was ich an dir gesündigt habe.“ Bei diesen Worten streckte sie der Babette beide Hände entgegen und schaute sie mit aufrichtiger Bitte an. (Schluß folgt.)

Das Weihnachtslied.

Von Ernst Kurt Baer.

Die Dezembertage brachten Schnee und Eis, raunten vielsagend von Liebe und Weihnachtsglück, lockten Erinnerungen herbei und verdrängten oder verbargen die Sorgen der Gegenwart. Hier und da blidete man in ein geheimnisvolles Gesicht und in aufleuchtende

Augen. Weihnachtzauber! —

In einer stillen Gasse hatte sich Siegfried Borchert, der alte, stadtbekannte Musikus, ein kleines Stübchen gemietet. Ein alter Flügel stand im Zimmer, darauf lag eine Geige. Sonst besaß er nur das notwendigste Wirtschaftsgerät. Rümmerlich schlug er sich mit einigen wenigen Klavier- und Geigenstunden durchs Leben.

Es war in der Dämmerstunde am heiligen Abend. Vor dem kleinen, eisernen Ofen saß der Alte und rieb sich wärmend die Hände. Melancholie lag träumend im stillen Wohnraum, kroch langsam, träge aus den dunklen Ecken her vor, umspannte wie ein zarter Hauch seine altehrwürdigen Kleider, drang ihm in die Brust, in das Herz. Das war bitter wie Wermut, aber auch eine heilende Medizin.

Draußen in der Gasse blitzten die Lampen auf. Ein feiner Schnee wirbelte gegen die Fensterscheiben. Der alte Borchert stand auf, trat an das Fenster und blickte dem Spiel der weißen Floden zu. Nach einer Weile setzte er sich an den Flügel. Er schlug ein paar weiche Akkorde an, die seine Weihnachtsgedanken verrieten. Leise, nur ein Spiel für die Seele, erklang die traute Melodie: Stille Nacht ...

Das alte Instrument schien eine neue Klangfülle zu haben. Wehmütig plauderte es von vergangenen, besseren Weihnachtstagen und wiegte den Greis in ein seliges Erinnern ...

Und bei den verträumten Klängen fabulierte seine Phantasie:

Lang, lang ist es her ...

Ein Thema variierten seine geschütteten Hände. Das klang abgellärt wie der Rückblick eines Greises auf die Jugend.

„Siegfried Borchert!“ sprach es aus dem Flügel. „Weißt du noch? — Weißt du noch, als du der Mutter deine Lore vorstelltest?“

Gewiß! — Gewiß! —

Es war am heiligen Abend vor vielen Jahren. Siegfried hatte seine heimliche Braut abgeholt, um sie zum erstenmal zu seiner Mutter zu führen. Unterwegs, Arm in